

Die beiden Herausgeber merken im Vorwort an, dass eine Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz noch zu schreiben wäre; folglich seien die im Band versammelten Beiträge Vorstudien zu einer Synthese. Deshalb verwundert es nicht, dass beinahe alle Autoren auf bestehende Desiderata aufmerksam machen. Diese will der Rezensent zum Schluss in lockerer Reihung, ohne Kommentar und ohne Anspruch auf Vollständigkeit auflisten: eine fehlende umfassende Geschichte des Bistums Meißen und der kirchlichen Verhältnisse in der Oberlausitz (S. 23), ebenso der dortigen geistlichen Gerichtsbarkeit (S. 31); ein Mangel an (weiteren) Untersuchungen über das Verhältnis von Klerus und Laien, auch über die Pfarrbibliotheken („steckt noch in den Anfängen“) in der Region (S. 41, 52), es fehlt an prosopographischen Arbeiten über den Klerus in der Oberlausitz im Mittelalter und in der Neuzeit (S. 53); wünschenswert sind eine profunde Analyse der Siedlungsvorgänge dort unter Heranziehung des vorhandenen siedlungskundlichen Instrumentariums (S. 72) und eine umfassende Darstellung der Görlitzer bzw. der Oberlausitzer Klostergeschichte (S. 135), außerdem die weitere Beschäftigung mit dem Totenbuch des Görlitzer Franziskanerklosters unter biografischem Aspekt (S. 149), eine gründliche Bewertung der diplomatischen Dokumente über die Lausitzer kontemplativen Klöster im Mittelalter (S. 194), genauere Untersuchungen zu den Lebenswegen der Weltgeistlichen, ihrer Herkunft und ihren Aufstiegschancen innerhalb der Stadt Zittau (S. 207), dazu eine „methodisch moderne Untersuchung“ der „Zittauer Kastenordnung“ (S. 217 f.), „eine Reformationsgeschichte der Oberlausitz und ihrer Randgebiete, die auf die lokale Geschichte und die Ebene der Alltags-, Frömmigkeits- und Liturgiegeschichte heruntergebrochen wird“ (S. 266 f.), und in diesem Sinne eine genaue Analyse der Konfessionsbildung im Zuge der Reformation nicht allein in den Stiftsorten von St. Marienthal östlich der Neiße. Für die Kirchengeschichte der Oberlausitz bleibt demnach viel zu tun.

Armin Jähne

Silke Kosbab, Kai Wenzel: Bautzens verschwundene Kirchen. Lusatia Verlag: Bautzen 2008, 192 S., zahlr. Abb.

Nach 70-jähriger Abstinenz der stadtgeschichtlichen Forschung in Bautzen, die den gesellschaftlichen Verhältnissen geschuldet war, sind in den letzten Jahren mehrere bemerkenswerte Monografien zur Geschichte der alten Hauptstadt der Oberlausitz erschienen. Dazu gehört die vorliegende Publikation der Bautzener Stadtarchivarin Silke Kosbab und des in Bautzen geborenen Kunsthistorikers Kai Wenzel. Das Buch über die verschwundenen Bautzener Kirchen versteht sich „als Anregung und Baustein für eine noch zu schreibende Geschichte der Bautzener Sakraltopografie“ (S. 10). Die Autoren verbinden Darstellungen der untergegangenen Kirchen aus den kargen baulichen Überlieferungen bzw. Schriftzeugnissen und deren Interpretationen in der provinzial- und kirchengeschichtlichen Literatur seit dem 19. Jahrhundert mit den politischen, religiösen und kirchenrechtlichen Zuständen in der Lausitz vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. Erstaunlich ist, wie es trotz schmäler Quellenbasis gelingt, ein plastisches, sozusagen virtuelles Bild dieser frühen Kirchenbauten und ihrer Bedeutung für die Stadt und ihr Umfeld zu entwerfen. Dabei werden der Forschung bisher unbekannt Archivalien und neue Bildquellen erschlossen, was die Publikation über ein bloßes Prolegomenon zum Thema erhebt. Wenzel widmet sich den Kapellen St. Georg und St. Marien, der Franziskanerklosterkirche St. Marien und der Kirche St. Nikolai. Kosbab beschreibt die

Hospitalkirchen Zum Heiligen Geist und Maria Magdalena und Martha. Das Buch sammelt nicht nur Informationen zu Baugeschichte und Baugestalt der Gotteshäuser, sondern widmet sich ebenso ihrem institutionellen Charakter, ihrer einstigen Bedeutung, aber auch den Ursachen für ihren Niedergang. Es erfüllt in vorbildlicher Weise den Anspruch an eine solche Publikation, wie ihn der Bautzener Oberbürgermeister Christian Schramm in seinem Grußwort zusammengefasst hat: „Sakraltopografie ist immer auch Geistestopografie.“

Die Schlosskapelle **St. Georg**, die nach 1483 unter dem böhmisch-ungarischen König Matthias Corvinus errichtet wurde und nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg nicht wieder aufgebaut worden war, hatte in einer Marienkapelle und in einem gleichnamigen, im Schlossbereich anzusiedelnden Gotteshaus zwei Vorläufer. Ihre Nutzung war schon unter dem ersten lutherischen Landvogt Christoph Burggraf von Dohna Mitte des 16. Jahrhunderts beendet worden. Der Autor stellt die schriftlichen Überlieferungen zu den Kapellen des 13. bis 15. Jahrhunderts vor und wertet die Diskussionen zu deren Standorten kritisch. Seine eigenen Vermutungen formuliert er nie apodiktisch, sondern versucht sie durch Querbezüge zu untermauern. Das betrifft beispielsweise die Lage des Kurienhauses, welches den Geistlichen an den älteren Schlosskapellen durch die Landvogtei verliehen worden war (S. 34 f.). Wenzel verbindet die Baugeschichte mit der Geschichte des Rechtsstreits zwischen dem evangelischen Landvogt Curt Reinicke von Callenberg auf Muskau und dessen Nachkommen mit dem katholischen Bautzener Domstift um die Schlosskapellenpräbende, der im 17. Jahrhundert begann und den erst Graf Ludwig von Pückler im 19. Jahrhundert beilegte – nicht erst dessen Sohn Hermann von Pückler, wie im Text behauptet wird. „Die Auseinandersetzungen um die Praebenda castris waren ein wesentlicher Grund, warum die Georgskapelle nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht wieder aufgebaut wurde.“ (S. 45) Es wird deutlich, dass sich die Beziehungen der Konfessionen in der nachreformatorischen Zeit nicht nur im Simultaneum des Petridoms niederschlugen, sondern auch Konsequenzen für die anderen Bautzener Kirchen hatten. Das Schicksal der Kapelle hat einerseits zu Verfall und Verwahrlosung geführt, andererseits hat sich dadurch ein – wenn auch beschädigter – spätgotischer Sakralraum in seiner originalen, von barocken Umwandlungen nicht berührten Struktur erhalten. Im Abschnitt „Astwerk und Zellgewölbe – Der spätgotische Neubau der Georgskapelle“ (S. 35 ff.) wird die Baugestalt des Kapellenraums gewürdigt. Eine Besonderheit sei die Herrschaftsempore, deren Brüstung mit zierlichem Blendmaßwerk geschmückt ist. Sie wird durch ein frühes, auf den Erbauer der Meißener Albrechtsburg Arnold von Westfalen zurückgehendes Zellengewölbe abgeschlossen. Der Feststellung, dass dieses eine „aufwendigere Holzschalung, in der die Gewölbefigur im Negativ bereits angelegt sein musste“ (S. 39) erfordert hätte, muss widersprochen werden. Diese Gewölbe wurden holzsparend über Lehrbögen aufgemauert, die Zellen ohne Zuhilfenahme einer Schalung aus freier Hand geschlossen.

Bei der Darstellung der Zugangswege zu St. Georg heißt es: „Aus der Tordurchfahrt führt eine Treppe nach oben, von der aus man den Kapellenraum durch ein Portal betritt, das als Kleeblattbogen gestaltet ist“ (S. 36). Das lässt vermuten, dass die heutige Pforte der alte Eingang in den Turm sei. Dieser befand sich in der Erbauungszeit unter dem Gewölbe der Durchfahrt, an der Stelle, wo heute das Jagiellonenwappen eingemauert ist. Zur Straße vermittelte eine Holzterrasse, die im Verteidigungsfall gekappt werden konnte. Der jetzige Zugang ist eine neuzeitliche Ergänzung. Die Kapelle konnte durch zwei Eingänge betreten werden, einer an der Südwand, der andere „einst mit Rankenwerk verziert“ an der Westwand; nicht, wie im Text gesagt (S. 40), an der Ostwand. Letztere war den Fenstern und dem Altar vorbehalten.

Anhand schriftlicher Überlieferungen und der Analyse der Baureste wird das Schicksal der seit dem 16. Jahrhundert ruinösen **Franziskanerklosterkirche** beschrieben. Dem Kloster kam im Mittelalter eine über die Region hinausreichende Bedeutung zu, die sich an dem nach Inventaren von 1506 und 1512 rekonstruierten Reichtum der Kirchengestaltung ermessen lässt (S. 70 ff.). Es war vielfach Tagungsort der Provinzsynoden des Ordens. Der Niedergang von Kloster und Kirche begann mit der Reformation. Konfessionelle Streitigkeiten zwischen evangelischem Rat und katholischem Kollegiatstift verhinderten eine sinnvolle Weiternutzung der Gebäude. In den anderen Städten der Lausitzen wurden die ehemaligen Klosterkirchen für den evangelischen sorbischen Gottesdienst umgewidmet. Der Autor zeichnet den Verfall und die Auflösung der baulichen Strukturen bis ins 20. Jahrhundert nach. Erst mit dem modernen Denkmalkultus begannen Wertschätzung und Erforschung der Altertümer. Die Umwandlung des Areals in einen archäologischen Park scheiterte aber am Unverständnis der Stadtrepräsentanten.

Die Topografie der Bettelordensklöster kennzeichneten zwei Komponenten. Einerseits war es die relative Abgelegenheit „am Rande der Städte in der Nähe von Befestigungsanlagen“, andererseits waren die Klosteranlagen und Kirchen eng in das städtische Gefüge eingeordnet. Das entsprach dem franziskanischen Selbstverständnis, in dem sich Gottesdienst, soziale Aufgaben, Seelsorge gegenüber der Stadtbevölkerung, Mission und Seelengedächtnis begegneten. Der Ort des Bautzener Klosters erfüllte beide Anforderungen. Er lag an der damaligen Stadtgrenze. Auch der Bezug zur Mauer war mit der Mönchsbastei, die Teil der Klosteranlage war, gegeben. Im Text erscheint es so, als würde sich die Stadtbildung mit Markt und Rathaus erst nach der Klostergründung vollzogen haben. Letztere erfolgte aber am damals westlichen Rand der schon vorhandenen Stadt, nicht am östlichen Rand des Burglehns. Burglehn und Stadt waren rechtlich und faktisch ganz unterschiedliche Territorien. Das landesherrliche Burglehn in die civitas Budissin zu integrieren, verzeichnet die Verhältnisse. Der Ort des Klosters war einerseits, das ist bis heute noch an der problematischen Zugänglichkeit des Bereichs zu erleben, innerhalb des Stadtgefüges wenig repräsentativ. Andererseits existierte eine kurze Verbindung zu den zentralen städtischen Schauplätzen. Deshalb erscheint es bedenklich, wenn behauptet wird: „Von Niederlassungen der Franziskaner in zahlreichen anderen Städten unterscheidet sich die Bautzener durch die prominente Lage. Während Neugründungen von Bettelordensklöstern gewöhnlich am Rand der Städte in der Nähe von Befestigungsanlagen erfolgten, lag das Bautzener Kloster inmitten der wachsenden civitas Budissin“ (S. 56).

Das 1726 am Gasthaus „Goldenes Lamm“ durch den Domdekan Freyschlag von Schmiedenthal angebrachte Stiftswappen, das wohl auf den Wittichenauer Bildhauer Georg Vater zurückgeht, hatte seinen ursprünglichen Platz im geschwungenen Giebel über dem monumentalen Portalbogen in der Hohengasse. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg ist es – für die Barockzeit ganz untypisch – an der Gebäudeecke eingemauert worden.

Von der Hospitalkirche **Zum Heiligen Geist** und dem dazugehörigen Hospital an der alten Dresdner Straße haben sich keine Baureste erhalten. Der Abriss erfolgte 1855 aufgrund der ständigen Hochwasser, welche die am Spreeufer liegende Kirche ruiniert hatten. Die Gebäude wurden so gründlich beseitigt, dass heute selbst vor Ort nur noch schwer nachzuvollziehen ist, wo sie sich einst befanden. Kosbab glaubt mit der Taucherkirche im Osten der Stadt „den Eindruck einer alten Bautzener Hospitalkirche noch heute vermitteln“ zu können. Die 1598 als erster originärer evangelischer Kirchenbau errichtete Taucherkirche war aber trotz der räumlichen Nähe zum Hospitalgebäude nicht

Hospitalkirche. Sie ist als Begräbniskirche der evangelischen St. Petrigemeinde errichtet worden und hat immer als solche gedient. Die Insassen des benachbarten Taucherhospitals besuchten die Gottesdienste in der Maria-Magdalena-und-Martha-Kirche (vgl. Heßler, Die milden Stiftungen der Stadt Bautzen, S. 137) oder sie wurden im Betsaal des Hospitals geistlich betreut (vgl. Reymann, Geschichte der Stadt Bautzen, S. 523). Wenn die Verfasserin bei Darstellung des Einsatzes des Stadtrats Friedrich Adolf Klien 1837 für die Wiederherstellung des Gotteshauses als Begräbniskirche der umliegenden Dörfer formuliert: „... denn vor allem den Bewohnern dieser Dörfer fehlte das Gotteshaus“ (S. 103), dann werden die kirchlichen Zustände in Bautzen entstellt. Die Bewohner der betreffenden Dörfer: Boblitz, Oberkaina, Preuschwitz, Rattwitz und Stiebitz, allesamt Ratsdörfer, waren ordentlich in die sorbische evangelische Michaeliskirche eingepfarrt, sodass von einem fehlenden Gotteshaus nicht zu sprechen ist. Allerdings machten sich auch hier die besonderen Religionsverhältnisse in der Oberlausitz und der Stadt Bautzen geltend, die von denen im sonstigen Sachsen abwichen. Aufgrund des Widerstands der katholischen Geistlichkeit blieben die Parochialverhältnisse bis zum Erlass des königlichen Reskripts vom 10. Oktober 1828 ohne verbindliche Regelung. Das führte dazu, dass nicht nur die evangelischen Bewohner der Dörfer in die Michaeliskirche eingepfarrt waren, sondern auch die dort ansässigen Katholiken. Deshalb fanden auf dem Heiligen-Geist-Friedhof als dem Gottesacker der sorbischen evangelischen Michaeliskirche auch katholische Beerdigungen statt.

Der Dachreiter, der nach Abbruch der Kirche zusammen mit der Glocke nach Lwalde respektive Kleindehsa verkauft wurde, war nicht jener aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (S. 106). Dem widerspricht auch die Textaussage, nach der 1837 der Zimmermeister Fröde das Türmchen erneuert hätte (S. 103). Es zeigt auch nicht die Renaissanceformen des 17. Jahrhunderts, sondern ist klassizistisch geprägt (vgl. Abb. S. 103 und 108).

Bei der Topografie der Hospitäler bleibt überdies zu berücksichtigen, dass die mittelalterlichen Städte Reisenden nach Torschluss Unterkunftmöglichkeiten vor den Mauern zur Verfügung stellen mussten. Alle drei Bautzener Hospitäler erfüllten diese Anforderungen. Das Heiligen-Geist-Hospital lag vor dem Äußeren Lauentor, die anderen Hospitäler vor dem Inneren und Äußeren Reichtor. Dass diese auch den Christen vorgeschriebene Andachten anbieten mussten, versteht sich für das Mittelalter von selbst. Die Herleitung der Hospitäler aus der Kranken- und Alterspflege erklärt das Phänomen demnach nicht vollständig.

Die Hospitalkirche **Maria Magdalena und Martha**, die in der Steinstraße unmittelbar neben der Liebfrauenkirche ihren Platz hatte, ist ebenfalls ganz verschwunden. Der gleichnamige Nachfolgebau von 1891 auf dem August-Bebel-Platz (früher Albertplatz) hat mit dieser baulich nichts zu tun. Am Beispiel ihrer Beschreibung kann das methodische Vorgehen der beiden Autoren aufgezeigt werden, das auch bei den anderen Kirchen angewandt wurde. Das Bild, das Kirche und Hospital in der Gründungszeit abgeben, wird aus dem souveränen Umgang mit den Quellen – Urkunden und Rechnungsbüchern – und der Sekundärliteratur gewonnen. Ohne dass dabei versucht würde, Lücken in der Überlieferung durch Spekulationen zu schließen, entsteht ein relativ geschlossenes Bild unter Berücksichtigung aller relevanten Aspekte: Bau, Ausstattung, Bedeutung für das religiöse und soziale Leben der Kommune. Im zweiten Abschnitt wird der Gehalt des Maria-und-Martha-Patroziniums dargestellt. Durch Mobilisierung aller schriftlichen und bildlichen Quellen gelingt die überzeugende Rekonstruktion der Baugestalten vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Fotos, die vor dem endgültigen Abbruch des Kirchen- und Hospitalgebäudes 1899 gemacht worden sind, werden systematisch aus-

gewertet und nach ihrer historischen Zeugnis kraft befragt. Im Zusammenhang mit dem Abriss wird sachgerecht das mangelnde Denkmalbewusstsein der Zeit um 1900 diskutiert. Die diesbezügliche Unbedarftheit offenbart sich im Bekenntnis des Diakons der Maria-Magdalena-und-Martha-Kirche Christian David Seibt: „Weil ich von irgendeiner alterthümlichen Merkwürdigkeit, die sich [...] allhier vorfinden könnte, etwas nichts weiß“ (S. 138). Die unterschiedlichen Nutzungen als Hospital-, Katechismus- und Garnisonskirche im 18. und 19. Jahrhundert, denen das bauliche Gefüge schon nicht mehr gewachsen war, kündigten den Untergang der alten Kirche an. Vom Inventar des Bautzener Gotteshauses hat sich eine Glocke von 1830 im Gemeindezentrum von Domažlice in Böhmen erhalten.

Im Schlussabschnitt wird die prosaische Nachnutzung des Grundstücks nach dem Abbruch dargestellt, zuerst als Platz für die städtische Feuerwache, in der Gegenwart für ein Versicherungsgebäude.

Von den besprochenen Kirchen hatte **St. Nikolai** die größte Bedeutung im religiösen Leben der Stadt. Trotzdem fehle „bisher eine gründliche Darstellung dieser Geschichte“ (S. 149). Vorliegende Darstellung, die sich entsprechend dem Anliegen des Buchs mit den Umständen des Verschwindens der Kirche, der Baugeschichte und der verlorenen Baugestalt beschäftigt, weitet sich deshalb zu einem Kompendium der Kirchen- und Glaubensgeschichte Bautzens aus. Der Sprengel von St. Nikolai reichte weit ins Land hinaus und umfasste 70 Dorfschaften in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt, bevor im 15. und 16. Jahrhundert der gutsherrliche Eigenkirchenbau einsetzte. Nach der Reformation versuchte das katholische Domstift durch sorbischsprachige Angebote in Predigt, Beichte und Kommunion in der Nikolaikirche die sorbischen Bewohner des Umlands an den alten Glauben zu binden und gleichzeitig sorbischen evangelischen Gottesdienst in der Stadt zu verhindern. Das gelang auch bis 1619. Erst dann wurde mit Unterstützung der rebellischen böhmischen Stände in der Michaeliskirche evangelischer Gottesdienst in sorbischer Sprache eingeführt. Unter diesem Vorzeichen entwickelte sich St. Nikolai mit seiner Fronleichnamsprozession und den Stundengebeten noch einmal zu einem Ort spätmittelalterlicher Passionsfrömmigkeit, bevor das Kirchengebäude im Dreißigjährigen Krieg unterging. Der Umgang um die Kirche war Wehrgang und Prozessionsweg (S. 155). Der Ausstattung, welche die Bedeutung des Gotteshauses belegt, ist ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 168 ff.). Wenzel widerspricht der aus dem Nikolauspätrözinium abgeleiteten These Karlheinz Blaschkes, dass es sich bei der Nikolaikirche um die für frühmittelalterliche Städte charakteristische Kaufmannskirche handele (S. 152). Die Anfänge der Nikolaikirche auf dem vom Ratsherrn Unaw vor der Stadtmauer gestifteten Weinberg nach 1407 sind hinlänglich dokumentiert (S. 146 ff.). Dass sich die Darstellung stellenweise von der konkreten Überlieferung löst und dafür allgemeine Prinzipien mittelalterlichen Kirchenbaus eingebracht werden, um Handwerker, Materialien, Arbeitsorganisation durch analoge Abläufe an anderen Bauwerken deutlich zu machen, ist legitim (S. 160 f.). Der Untergang des Gotteshauses begann, als während der Belagerung der Stadt durch den sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. im September 1620 die Kirche in ein Bollwerk verwandelt wurde. Kapitän Karnitzky vom Jägerndorfschen Regiment Friedrichs V. von der Pfalz ließ den Boden im Kirchenraum auffüllen, um Geschütze gedeckt hinter den hohen Kirchenfenstern aufzustellen. Dieser Vorgang wird, da – wohl um Brände zu verhüten – auch das Dach abgedeckt wurde, in der Überlieferung dahingehend verkürzt, dass beabsichtigt gewesen wäre, die Kanonen auf die Gewölbe zu stellen. Zu Recht wird diese „bis heute populäre Schilderung“ zurückgewiesen (S. 175). Trotz wiederholter Versuche, sie wieder zu errichten, ist die Kirche bis heute Ruine geblieben. Seit 1745 erfolgte die Grablege auch

im ehemaligen Kirchenraum. Im frühen 19. Jahrhundert wurde die Nikolaikirchenruine von den Romantikern als Imagination religiösen Lebens im Mittelalter neu entdeckt. Der Wirkungsgeschichte des eindrucksvollen Areals bis hin zur Stilisierung zum sorbischen Pantheon, analog der Funktion des Vyšehrad in Prag in der böhmischen Wiedergeburtbewegung, ist das abschließende Kapitel gewidmet (S. 179 ff.).

Die Autoren nehmen sich auch der verlorenen Kapellen in der Stadt und vor den Toren an. So der **Marienkappelle**, die 1523 aus dem Taucherwald vor das Äußere Reichtor versetzt worden war und durch die Erinnerung an ihren ursprünglichen Standort zur Namensgeberin für den evangelischen Taucherfriedhof und die Taucherkirche geworden ist. Bei der Darstellung der **St. Wolfgangkappelle** (S. 11 f.) folgen sie Gustav Lücke, der 1912 in den Bautzener Geschichtsblättern die Überlieferungen zu der schon im 16. Jahrhundert verschwundenen Andachtsstätte zusammengetragen hatte.¹ Mit dessen Darstellung wird leider auch die falsche Bestimmung des Standorts der Kapelle übernommen: „Der genaue Punkt lässt sich nicht mehr ermitteln, doch dürfte er in der Nähe der heutigen Einmündung des Schmoler Weges in die Dresdener Straße zu suchen sein.“ (S. 12) Lücke hatte sich von dem Umstand, dass die „Sent Wolffgangs Capelle“ 1513, 1515 und 1528 in Bautzener Gerichtsbüchern genannt wird, dazu verleiten lassen, ihren Ort auf Bautzener Stadtflur zu suchen. Er berücksichtigte nicht, dass die Zuständigkeiten des städtischen Gerichts durch keine territoriale Grenze definiert waren, sondern durch die tatsächlichen Besitzverhältnisse, die weit ins Land hinausgreifen konnten. Von dieser Voraussetzung ausgehend interpretierte er andere Belege über die Kapelle falsch. Solche finden sich im Bericht über den Empfang König Maximilians II. durch die Oberlausitzer Stände am 7. Januar 1564. Während der Bautzener Rat den Landesherrn an der Heilige-Geist-Brücke erwartete, hatten die Landstände „Ihre Majestät auf der gränze diesseits Göda angenommen“ (zit. nach Lücke S. 27). Ein Fähnlein war dem König aber noch „jenseits S. Wolfgang auf der nechsten Höhe entgegen gezogen, und aldar gewartet, biß dass Ihre Maj. auf die Höhe an die Ziegelscheune kommen und einander haben sehen können“ (zit. ebenda). Die immer wieder auftauchende Bezeichnung Ziegelscheune findet sich als Flurname noch auf den Sächsischen Meilenblättern von 1780/1806, und zwar an der heutigen Bundesstraße 6, 200 Meter östlich des Abzweigs nach Kamenz. Damit lässt sich der Standort der Kapelle ziemlich genau eingrenzen. Sie stand an der alten Dresdner Straße, die etwa 400 Meter südlich der Ziegelscheune über den Windmühlenberg verlief und war eine Landmarke an der Einfahrt aus dem Land Meißen in die böhmische Lausitz.

Für die gelungene äußere Gestaltung des Buches zeichnet der Bautzener Designer Ralf Reimann verantwortlich. Die Gliederung des Textes und das Arrangement der Abbildungen unterstützen die Lesbarkeit. Die Bilder befriedigen das Vorstellungsvermögen des Lesers. Ihre Auswahl und Anordnung illustriert die Textdarstellungen und belegt die Darlegungen der Autoren zu Baugeschichte, zur Baugestalt und den Gründen des Untergangs der Kirchen.

Hans Mirtschin

¹ Gustav Lücke, Verschwundene alte Kapellen in Bautzen und Umgebung, in: Bautzener Geschichtsblätter 4 (1912), S. 23 f., 26 f., 29.